

Buchbesprechungen

Das Antlitz der Erde

UWE RADA: **Die Elbe – Europas Geschichte im Fluss**, Siedler-Verlag, München 2013, 320 Seiten, 19,99 EUR.

»In Erinnerung an meinen Vater und meine Vorfahren am böhmischen Lauf der Elbe«

Unter den Flüssen Mitteleuropas, die alle zur Nord- und Ostsee strömen – vom Rhein über die Weser, die Elbe, die Oder bis zur Weichsel und zur Donau, die zum Schwarzen Meere fließt – bildet die Elbe nach Größe und Lage die Mitte. Sie verbindet das Herzland Mitteleuropas – Böhmen – mit dem Meere. Sie vermittelt und verbindet – und war doch – welche Paradoxie der Geschichte! – im 20. Jahrhundert Grenzscheide der verfeindeten Welten des »Westens« und des »Ostens«. Das macht die Elbe so einzigartig und so historisch bedeutend.

Über die Elbe hat Uwe Rada ein beeindruckendes, lesenswertes Buch geschrieben. Uwe Rada ist ein erfahrener Flussbuch-Schreiber, der auch schon über die Oder (2009) und die Memel (2010) Bücher vorgelegt hat.

Was ist denn ein »Flussbuch«? Geht man in eine gute Buchhandlung stehen da, meistens unter der Rubrik »Reisen«, zahlreiche Bildbände über alle großen Ströme der Welt, die von der Quelle bis zur Mündung in mehr oder weniger schönen Farbfotos vorgestellt werden, aber mit Goethes Faust muss man fast immer sagen: »...fehlt leider nur das geistige Band!« Der Flusslauf als geografisches Faktum *ist* kein geistiges Band und sagt als solches noch wenig über Wesen und Bedeutung des Flusses aus.

Ferner gibt es Flussmonografien, in denen unter geografischen, hydrologischen, ökologischen, historischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten alles Wissenswerte über einen Fluss zusammengetragen ist. Wenden sich die Bildbände an die Empfindung, die Monografien an den Verstand, so führen zu bewusster Wesensbegegnung mit dem Fluss erst Bücher, deren

Verfasser sich durch eigene Erlebnisse, durch Menschen- und Landschaftsbegegnungen an seinen Ufern auf den Fluss »eingelassen« haben. Ein solches Buch ist das von Uwe Rada. – Erstling solcher »Fluss-Begegnungsbücher« ist das großartige Werk des Triestiner Schriftstellers Claudio Magris über die Donau.

Uwe Rada setzt mit einem Ereignis ein, in das er verwandtschaftlich involviert ist, das aber zugleich das Moment weltgeschichtlicher Dramatik an der Elbe – die Ost-West-Spaltung – vor das innere Auge ruft: Es ist die Geschichte der Flucht des von Verhaftung bedrohten tschechischen Ministers Ladislaus Feierabend auf einem Elbfrachtschiff 1948 in den »Westen«, also nach Hamburg. Dort gab es den exterritorialen »Moldauhafen«, der den tschechoslowakischen Elbschiffern als »Tor zum Meer« diente. Der Kapitän des Elbkahns CSPL 346, hinter dessen Zwischenwänden sich Feierabend verbarg, war Josef Novak, ein Großonkel des Verfassers. Die Novaks wanderten bald darauf in die USA aus, kehrten aber nach der »Wende« nach Tschechien, nach Trautenau nahe der oberen Elbe zurück, um in der Heimat zu sterben. Der Sohn des geflohenen Feierabend wurde Professor in Kalifornien; mit ihm trifft sich der Verfasser 2009 in Prag, wo sie die Fluchtgeschichte rekonstruieren. Das alles bildet die persönliche Rahmenhandlung des Buches – freilich ist es nur eine Marginalie in der universalgeschichtlichen Rolle der Elbe als Grenze zweier Welt-sphären. Diese Rolle ist nun Vergangenheit, und so endet das Buch mit einer Spurensuche im jetzt verlassenem »Moldauhafen« in Hamburg, der trist und bedeutungslos geworden ist. Der Prolog »Flucht auf der Elbe – eine Familiengeschichte« rahmt also mit dem Epilog »Moldauhafen oder Geschichte im Fluss« die Texte

des Buches ein und schlägt gleich auf mehreren Ebenen das Hauptmotiv des Autors an: die Elbe als Vermittler von Gegensätzen, die sie sowohl befördert als auch erleidet; von Gegensätzen, die sich an der Elbe spiegeln und Mitteleuropa durchziehen. Nord-südlich der Gegensatz von Deutschen und Slawen; west-östlich die Spannung zwischen dem »kleinteiligen« westelbischen Deutschland und den ostelbischen Weiten Brandenburg-Preußens, der Gegensatz von nüchternem protestantischen Hanseaten- und Preußentum im Norden des Elbelaufs zum katholisch-habsburgisch überformten, weinbauenden Böhmen im Süden, mit Sachsen und Dresden als Höhepunkt und Mitte. Auch der Gegensatz vom meerwärts blickenden, weltoffenen Hamburg mit der Unterelbe zum kontinentalen, bergumschlossenen böhmischen Becken und schließlich der Auseinanderfall der christlichen Welt durch Luthers Reformation an der Elbe in Protestantismus und Gegenreformation ...

Das wird in zehn Kapiteln mit großer Faktenkenntnis farbig und lebendig abgehandelt. Die Kapitelüberschriften sind sprechend und sollen daher hier, anstelle einer dürftigen inhaltlichen Zusammenfassung des Buches, als Leseanregung dienen: »Von Augustus bis Adenauer – Die Elbe und ihre Grenzen«; »Sachsens Glanz und Preußens Gloria – Warum Friedrich II. Dresden zerstörte«; »Rausch und Nüchternheit – Der Dualismus an der Elbe«; »Nachglühen – Die Elbe als literarischer Erinnerungsort«; »Elbe und Moldau – Deutscher Fluss, tschechischer Fluss?«; »Der Fluch der Als-ob-Stadt – Theresienstadt sucht seine Zukunft«; »Aussig in Usti nad Labem – Die Elbe verbindet«; »Der Kampf ums Wasser – Hamburg und die Unterelbe«; »Böser Ort, guter Ort – Eine kleine Umweltgeschichte der Elbe«; »Von der Sächsischen Schweiz zum deutschen Amazonien – Die Erfindung der Elbe«.

Schon aus den Kapitelüberschriften wird klar, dass das Hauptaugenmerk des Verfassers auf den politischen, historischen und gesellschaftlichen Verhältnissen der Elbe und ihrer Anwohner liegt. Landschaftsbild und Flussnatur bleiben eher schemenhaft. Es gibt keine

Landschaftsbeschreibungen in dem Buch. Es ist auch alles andere als ein Reiseführer; nur wenige Orte werden hervorgehoben, um daran symptomatische Verhältnisse darzustellen. So Theresienstadt von seiner Gründung nach dem Siebenjährigen Krieg – als Festung Habsburgs gegen Preußen – über die zynische Rolle, die die Nazis der Stadt als »Feigenblatt des Holocaust« zugedacht hatten, bis zur heutigen desolaten Lage einer Stadt, die ohne Zukunftsaussichten nur Erinnerungsort ist.

Oder Aussig, die tschechische Hafenstadt, die hier als Brennpunkt der Verbindung und der tragischen Verstrickung von Deutschen und Tschechen behandelt wird, – die heute eine hässliche verbaute Industriestadt ist und die doch allen Kunstfreunden durch Ludwig Richters Gemälde »Überfahrt am Schreckenstein« – einer »Ikone« romantischer Landschaftsmalerei – wohlbekannt ist. Städte wie Magdeburg – Prag – Wittenberg – Dessau – Dresden und andere werden natürlich erwähnt und in den jeweiligen thematischen Zusammenhängen hervorgehoben, weil man ohne sie nicht von der Elbe sprechen kann, werden in ihrer Bedeutung aber nur knapp umrissen. Doch das ist kein Mangel, da das Wesen der Elbe auch ohne solche Stadtporträts plastisch hervortritt. Bemerkenswert ist, wie intensiv Rada mit der Frage ringt, die sich bei vielen Flüssen aus der Tatsache ergibt, dass die bedeutendste Stadt der Flussregion (Prag) zwar am wichtigsten und größten Quellfluss liegt, der aber einen anderen Namen trägt – diese Stadt also scheinbar »abseits« liegt und der Fluss, als der größere, »eigentlich« anders heißen müsste. Die Frage stellt sich aber nur, wenn wir Menschen unser hierarchisches Ordnungsdenken auch auf die Natur angewandt wissen möchten. Das Problem löst sich sogleich, wenn man nicht nur gebannt auf den namentragenden »Haupt«-Fluss blickt, sondern als »Elbe« ihr gesamtes Stromsystem ansieht, zu dem die großen und kleinen Nebenflüsse als integrale Bestandteile dazugehören, unabhängig vom Namen, der den »Mythos« vom »Hauptfluss« begründet; denn auch die Moldau ist »Elbe«, so wie auch die Aare »Rhein«, die Regnitz »Main« und der Inn »Donau« ist.

Rada argumentiert, dass von den beiden Quellflüssen – der oberen Elbe und der Moldau – die Elbe geschichtlich und psychologisch von den Tschechen mehr als der »deutsche« Fluss, die Moldau als genuin slawisch empfunden werde. Das stützt er durch mancherlei Begründungen, die doch nur die halbe Wahrheit sind. Denn am Schluss des Buches wird ja dargestellt, dass für den tschechischen Teil der Elbschiffahrt der Zielhafen in Hamburg »Moldauhafen« (mit dem »Prager Ufer«) – und nicht etwa »Tschechen-« oder »Oberelbhafen« – heißt.

Ein weiteres interessantes Motiv sei noch genannt: An der Elbe liegt, oberhalb von Dresden im Elbsandsteingebirge, eine der legendären und berühmtesten romantischen Landschaften Mitteleuropas: die »Sächsische«, aber eigentlich »Sächsisch-Böhmische Schweiz«. Natürlich war dieses Bergland schon immer da, aber sein Ruhm, sein Begriff, sein Bild im Bewusstsein als »Sächsische Schweiz« ist die Kulturschöpfung zweier Künstler des 18. Jahrhunderts: Anton Graff und Adrian Zingg.

Uwe Rada deutet nun an, dass die Landschaft der mittleren Elbe, die durch die Grenzziehung und durch die Vernachlässigung durch die DDR nicht so zerstört, verschandelt und naturwidrig umgeformt wurde wie fast alle Flusslandschaften im Westen Deutschlands – dass diese annähernd 400 Kilometer fast unverbauter Stromlandschaft (die heute durch den Elberadweg immer bekannter und beliebter wird) in Zukunft ebenso zu einem Mythos werden könnte wie die »Sächsische Schweiz«: als Beispiel einer Flussnatur, die durch ebenso wunderbare wie tragische Schicksale auch im 21.

Jahrhundert noch das unvergleichlich schöne Bild einer Weite atmenden natürlichen Flusslandschaft geben kann. Mit der Benennung »deutsches Amazonien«, die Rada anführt, kann ich mich allerdings nicht anfreunden. Da assoziiert man zu Mächtiges, Exotisches! Etwas eher Entsprechendes haben – oder hatten? – die Franzosen mit ihrer frei zwischen den Sandbänken mäandrierenden Loire. Durch ihre gewaltigen Hochwasser hat die Elbe – zuletzt 2002 und 2013 – aber auch gezeigt, dass man sie als lebendiges Flusswesen und machtvolles Gegenüber des Menschen achten und ernst nehmen muss.

Ich kann Uwe Radas Buch nachdrücklich empfehlen. Ich habe viel daraus gelernt, habe meinen Horizont erweitert und war an manchen Stellen tief ergriffen vom Blick in eine Vergangenheit, die uns noch so nah ist und doch schon wieder zu entschwinden droht: die Rolle, die die Elbe während der deutschen Teilung spielen und ertragen musste. Shakespeare verlegt in seinem »Wintermärchen« die Handlung in ein Böhmen, das am Meere liegt. Uwe Rada philosophiert darüber: Die Verbindung von Böhmen zum Meer kann ja nur ein Fluss sein – und so endet sein Buch über die Elbe mit einem Ausspruch Václav Havels, der einmal sagte, »dass vielleicht diejenigen, die im Land ohne Meer geboren sind, den Fluss als Symbol für den Weg aus der Isolation, den Weg ins Leben begreifen.« Jenseits aller Symbolik prägen Flüsse das Antlitz der Erde so, wie Gesichtszüge und Umrisslinien das menschliche Antlitz formen. *Beides* lesen und verstehen zu lernen, ist wichtig.

Joachim von Königslöw

Spuren der Zeitgeschichte an der Elbe

SVEN KRAMER/MARTIN SCHIERBAUM (Hrsg.): **Spuren der Zeitgeschichte im Kulturraum Elbe**, Zu Klampen-Verlag, Springe 2012, 151 Seiten, 29,80 EUR.

Zur Ergänzung der Besprechung von Uwe Radas Werk *Die Elbe – Europas Geschichte im Fluss* sei hier ein Hinweis auf das Buch *Spuren der Zeitgeschichte im Kulturraum Elbe* angefügt. Dieser Zusatz lässt sich gut an das Kapitel 4: »Die Elbe als literarischer Erinnerungsort« in Radas Buch

»andocken«. Hier wird der Blick allerdings ausschließlich auf die Jahre von 1945 bis 1989 und deren Vorgeschichte im Zweiten Weltkrieg fokussiert. Das Buch ist eine Sammlung von Aufsätzen verschiedener Verfasser, die diesen wichtigsten Zeitabschnitt der neueren deut-

schen Geschichte thematisieren, der räumlich-geografisch ja nur die 93,7 Elbe-Kilometer von Schnackenburg bis Lauenburg – also lediglich ein Zehntel des Elbelaufs –, im weiteren Sinne aber die ganze Elbe in der DDR umfasst.

Diese tragische und zugleich absurde Epoche droht der »Nach-Wende-Generation« schon wieder aus dem Blick und dem Bewusstsein zu geraten. Dem möchte dieser Band entgegenwirken. Er ist aus den Beiträgen einer Tagung hervorgegangen, die im November 2010 in der niedersächsischen Stipendiatenstätte »Künstlerhof Schreyahn« im Wendland stattgefunden hat.

Eine »Erinnerungskultur« dieser einst »zerrissenen Landschaft« lässt sich heute kaum noch an baulichen oder sonstigen sichtbaren Spuren festmachen. Außer einigen Wachttürmen der innerdeutschen Grenze gibt es lediglich die eindrucksvolle Ruine der Dömitzer Eisenbahnbrücke. Daher muss das Erinnern sich mehr und mehr auf die literarischen Zeugnisse stützen. Da gibt es vor allem die Lyrik, die die »schwarze Elbe«, den Fluss einer unerhörten Umweltvergiftung, »besingt«: Das tat vor allem der Dresdener Lyriker Thomas Rosenlöcher mit seinen Elbege-dichten oder Karl Michels mit seinem Gedicht »Die Elbe«. Da gibt es zum anderen Filme wie Wim Wenders »Im Lauf der Zeit« oder Christian Petzoldts »Yella«, und da existieren des weiteren

Prosawerke wie Nikolas Borns *Radikale Ernte* (1976), Reinhard Jirgls *Gewitterlicht* (2002) oder die Romane *Heimsuchung* (2008) von Jenny Erpenbeck und *Nachglühen* (2008) von Jan Böttcher, die in Fluchtgeschichten und der Gegenüberstellung von Lebensformen und Schicksalen westlich und östlich der Grenze oder vor und nach der Grenzöffnung die entschwundene traumatische Erfahrung der zerrissenen Leben und der zerrissenen Landschaften an der Elbe thematisieren.

Ins Sichtbare gehoben wird die unsichtbare Thematik des Bandes durch eine Fotoserie von Jill Luise Muessig »Acht Tage Fließgeschwindigkeit – die Elbe von Dresden bis Glückstadt – Industrie und Landschaft«. Das Strömen der Elbe und der unaufhörliche Strom der Zeit ziehen alles Erinnern immer weiter in die Vergangenheit. Es bedarf heute schon großer Anstrengungen, um sich die Furchtbarkeit und Absurdität dessen, was an der Elbe geschah, zu vergegenwärtigen. Dazu leistet dieser Band einen eindringlichen, verdienstvollen Beitrag, wenn er sich auch manchmal allzu wissenschaftlich gibt. So heißt das Einleitungskapitel »Die Elbe als Gegenstand kulturwissenschaftlicher Forschung« und nicht: »Die Elbe als Grenzfluss in der deutschen Literatur«.

Joachim von Königslöw

»Eine Grenze durch einen Fluss zu legen ...«

HANSJÖRG KÜSTER: **Die Elbe – Landschaft und Geschichte**, C.H. Beck Verlag, München 2007, 336 Seiten, 24,90 EUR.

»Aller guten Dinge sind drei« – und so sei auch auf Hansjörg Küsters wichtiges Buch *Die Elbe – Landschaft und Geschichte* hingewiesen. Für die heute Lebenden ist die Elbe nicht mehr der Grenzstrom der deutschen Teilung; man denkt eher an die Höhepunkte von Kultur und Natur an ihren Ufern wie Dresden, die Sächsische Schweiz, das »Gartenreich Wörlitz« bei Dessau oder an das Bauhaus, an Störche und Auenwälder ..., vor allem aber an die zwei großen Hochwasserkatastrophen von 2002 und 2013, die sich dem kollektiven Gedächtnis Deutschlands tief eingeschrieben haben.

In den beiden vorgenannten Büchern, so wichtig und verdienstvoll sie sind, kommt doch die Elbe selbst etwas zu kurz – als Flusswesen mit seiner Biografie, seiner Naturgeschichte und seiner »strömenden Gestalt« nämlich – und nicht nur den Kultur- und Geschichtslandschaften an ihren Ufern, so eng und wesentlich die auch dem Flusse zugehören. Hansjörg Küster begleitet und beschreibt auch die Elbe selbst. Küster ist renommierter Landschaftshistoriker und Professor für Pflanzenökologie an der Leibniz-Universität Hannover; von ihm stammt das große Werk *Die Geschichte der Landschaft in*

Mitteleuropa (C.H. Beck, München 2007) und auch *Die Geschichte des Waldes. Von der Urzeit bis zur Gegenwart*. Er beschreibt die Elbe als einen geologisch »jungen« Fluss, der sich in seiner heutigen Form erst gegen Ende der Eiszeit gebildet hat und nun die nacheiszeitlichen Urstromtäler Norddeutschlands durchfließt.

Diese landschaftsgeschichtlichen Tatsachen darf man aber nicht als paleogeografische Spezialkenntnisse von Akademikern abtun; ihre Missachtung hat – wie sich zeigte – reale, mitunter katastrophale Wirkungen auf die Gegenwart. Denn die beiden sogenannten »Jahrhundertfluten« von 2002 und 2013 sind keine Katastrophen, die die Anwohner der Elbe als unfassbare Schicksalsschläge gleichsam »unschuldig« getroffen haben, sondern sind unregelmäßig wiederkehrende Naturereignisse, auf die sich die Menschen im Elberaum nicht angemessen vorbereitet hatten. Sie sind – nach Küster – auch weiterhin zu erwarten!

Küster zieht in einem Artikel der FAZ (4.11.2013) die Bilanz von Versäumnissen und Fehlplanungen – z.B. der Hochgeschwindigkeitsstrecke der Bahn nach Berlin –, von Fehlern, die daraus resultieren, dass man die großlandschaftlichen Gegebenheiten des Elbetals nicht zur Kenntnis genommen bzw. bei der Planung nicht berücksichtigt hat.

»Wer den Urstrom (= Elbe) vergisst, kommt später (= in Berlin) an«, heißt die Überschrift des längeren Artikels, mit dem Küster auf die Überflutungen der Eisenbahnmagistrale Westdeutschland – Berlin anspielt. Diese Strecke war ja monatelang gesperrt, zwang die Deutsche Bahn zu Umwegen und Verspätungen und verursachte darüber hinaus unermessliche volkswirtschaftliche Schäden. Küster konstatiert – etwas polemisch –, dass man zwar Unsummen in Naturschutzaufgaben investiert habe, dass man aber die übergeordneten Landschaftsstrukturen vernachlässigt habe, denn die zeigten an, wo »gedeicht« oder »nicht gedeicht« werden müsse, wo Bahntrassen aufgeständert oder wo sie ungefährdet auf dem Boden verlegt werden könnten. Das begründet Küster sachlich und einsichtig aus der Landschaftsbetrachtung und Landschaftsgeschichte heraus. Als er

2007 sein Buch veröffentlichte, war die Flut des letzten Sommers 2013 noch nicht geflossen, und so ist sein Zeitungsartikel eine Art Aktualisierung und Resümee des Buches, in dem das auch schon alles steht – insbesondere in den Kapiteln 17 (»Das Elb-Havelland. Die Ländchen in der Wassersuppe«) und 14 (»Die Saale«), in dem die meteorologischen Ursachen der heftigen Sommerregen erwähnt werden, die immer wieder den Elberaum heimsuchen. – Dies sei als Beispiel für die Gediegenheit angeführt, mit der Küster den Fluss und sein Gebiet beschreibt und charakterisiert. Er lässt dabei die Elbe selbst, als Fluss und Landschaftsgestalter, Bild und Gestalt werden.

Küster hat sich sehr persönlich mit der Elbe verbunden – »mein Fluss«, wie er sagt – und schildert sie von den Quellen im Riesengebirge bis zum »fließenden« Übergang ins Meer bei Cuxhaven in einer fortlaufenden Erzählung, gegliedert in 24 Kapitel. Er verfügt über einen immensen Fundus von natur- und kulturgeschichtlichem Wissen und versteht es, aus dieser Fülle heraus in einem klaren und einfachen Stil immer so zu erzählen, dass man dem Weg der Elbe, aber auch ihrer großen Nebenflüsse, bis in die vielen naturgeschichtlichen und kulturkundlichen Exkurse hinein, gern und ohne Ermüdung folgt.

Ein Beispiel: Kurz nach dem Austritt aus dem Riesengebirge liegt an der Elbe Kukus (Kuks), wo der Reichsgraf Franz Anton Sporck um 1700 seinen statuengeschmückten Barockgarten anlegen ließ. Sporck, ein Förderer von Kunst und Musik, ließ dort gerne Opern aufführen und bewirkte, dass das bisher nur von den Jägern geblasene Waldhorn dabei als Orchesterinstrument eingesetzt wurde. Das machte dann Schule. Küster erzählt es und schließt augenzwinkernd: »Daher kann man das Horn als ein Instrument aus dem Riesengebirge auffassen.« Aber Küster ist nicht nur Anekdotenerzähler. Vorher gibt er eine grandiose Schilderung der Elementarwelt des Riesengebirges, von Regen, Schnee und Tauwasserfluten, gipfelnd in einer Darstellung der Vergletscherung in der letzten Eiszeit, als deren spätes Kind man die heutige junge Elbe ansehen kann.

Das Buch ist in einem sachlichen, unaufgeregten und doch von warmer Sympathie für seinen Gegenstand geprägten Stil geschrieben. Der Verlauf der Elbe wird so nachgezeichnet, dass dem Leser das »Flusswesen Elbe« in seiner Ambivalenz erlebbar werden kann. Denn die letzten Hochwasserkatastrophen zeigen, dass wir Menschen mit der Benutzung und Ausnutzung des Flusses an manchen Stellen das Gleichgewicht zerstört haben, das zwischen einer berechtigten menschlichen Inanspruchnahme eines Flusses und dem »freien Fließen« des Wassers herrschen muss. »Gebt dem Flusse, was des Flusses ist – so wird der Fluss auch das Seine geben, um an seinen Ufern Kulturlandschaften erblühen zu lassen« – auf diese Formel könnte man das Verhältnis zwischen Strom und Mensch bringen.

Noch etwas ist mir durch das letzte Hochwasser vor einem Jahr deutlich geworden und gerade durch die Störung sonst selbstverständlicher Verhältnisse ins Bewusstsein getreten: dass die Elbe als natürlicher und geschichtlicher Kraftstrom von Süd(-ost) nach Nord(-west) mit dem Kraftströmen der west-östlich gerichteten Verkehrs-, Kultur- und Wirtschaftsströme über der Mitte Deutschlands ein gewaltiges imaginäres Kreuz bildet, in dem sich natürliche, kulturelle und historische Dynamik überschneiden – ein

Kreuz, dem im Westen Deutschlands am Rhein, im Süden an der Donau und im Osten an der Oder ganz ähnliche Konfigurationen entsprechen. Zu solchen Überlegungen regt Hansjörg Küsters Buch über die Elbe an, auch wenn es darin so nicht ausgesprochen wird.

Nur auf drei Kilometern im Elbsandsteingebirge ist die Elbe Grenzfluss: zwischen Deutschland und Tschechien. Daran knüpft Küster die folgenden, auf alle Flüsse zutreffenden Gedanken, mit denen wir diese drei der Elbe gewidmeten Buchbesprechungen beschließen wollen: »Im 20. Jahrhundert war die Elbe nicht nur hier, sondern auf einem längeren Abschnitt Grenzfluss. Nur in unserer Zeit konnte man auf die Idee kommen, einen Fluss zur Grenze zu machen und für ein Verkehrshindernis zu halten. In den Jahrhunderten und Jahrtausenden zuvor hatte der Fluss stets eine verbindende Funktion: Auf dem Wasser konnte man sich gut fortbewegen, und dort war auch ein Transport von Waren in idealer Weise möglich. Stets bestanden also enge Verbindungen zwischen den Menschen oder den Siedlungen an beiden Ufern; überall gab es Fähren und Furten, in späterer Zeit Brücken. Eine Grenze durch einen Fluss zu legen ist etwas Unnatürliches.«

Joachim von Königslöw

Mit Kant gegen Kant über Kant hinaus

DIETRICH RAPP: **Tatort Erkenntnisgrenze. Die Kritik Rudolf Steiners an Immanuel Kant**, Menon Verlag, Heidelberg 2012, 197 Seiten, 18 EUR.

Derjenige, der nun hinein will im heutigen Sinne in die geistige Welt, der muss gerade dort mit den inneren Seelenaufgaben zu ringen anfangen, wo der andere Grenzen des Erkennens setzt. Und indem er das Ringen mit diesen Ideen, die da an die Grenze gesetzt werden, beginnt, eröffnet sich ihm stufenweise, schrittweise der Ausblick in die geistige Welt.

Rudolf Steiner, 4. Februar 1923 (GA 221), S. 45

Als 1787 Kants *Kritik der reinen Vernunft* in der erweiterten zweiten Auflage erschien – Kant

ging in sein 63. Lebensjahr – wurde eine epochale Wende im philosophischen Denken vollzogen, die bis heute im größten Maße wirksam ist. Kants Vorhaben, mit seinem Denkansatz der Transzendentalität einen dichten Erkenntnisschleier vor das zu hängen, was das Wesen der Dinge und der Welt ist, das Wissen zu beschränken, um dem Glauben Platz zu verschaffen, gelang so durchgreifend, dass der Versuch eines Wegschiebens des Schleiers, eines Zerbrechens der aufgerichteten Erkenntnismauer in der Scientific Community (geistes- und natur-

wissenschaftlicher Prägung) geradezu tabu ist. Der fröhliche Relativismus der Postmoderne, der Konstruktivismus in seinen Varianten, der mit dem materialistischen Monismus einhergehende Nominalismus, das Denken in Modellen – sie alle bescheiden sich im besten Fall mit der Feststellung, dass es Grenzen des Erkennens gibt, die nicht überschritten werden können. Das kürzlich erschienene Buch des profilierten und anerkannten Philosophen Thomas Nagel *Geist und Kosmos*,¹ das den gängigen Materialismus in Frage stellt, rief bei seinen Kollegen scharfe Reaktionen hervor.

Jene Naturwissenschaftler, die mehr hinter den Erscheinungen als sich zunehmend differenzierende Materieteilchen oder zu falsifizierende Modelle sehen, beziehen sich in ihren Ausblicken auf religiöse Motive, auf ein Geheimnis, auf die Ahnung und vollziehen damit die von Kant postulierte Zweiteilung in Glauben und Wissen. Es dürfte nicht leicht sein, heute Denker zu finden, die diesen Dualismus erkenntnistmäßig zu überwinden versuchen, wenn selbst die Bewusstseinsphilosophen unter dem Eindruck der neuesten Hirnforschungsergebnisse sich in einem diesseitigen Bewusstsein geradezu einschließen. Dabei ist anzumerken, dass Kants Konzeptualismus als eine geschickte Vermittlung zwischen striktem Platonismus und Nominalismus, Rationalismus und Empirismus sicher ein attraktives und gründlich durchdachtes erkenntnistheoretisches Modell für jeden Zeitgenossen ist, der metaphysischen Spekulationen gegenüber skeptisch oder zumindest vorsichtig ist.

100 Jahre nach Kant stieß Rudolf Steiner auf Kants Schriften und die darin entwickelten erkenntnistheoretischen Schlussfolgerungen. Jeder, der sich mit den Schriften und Vorträgen Rudolf Steiners befasst, wird sehr schnell auf dessen fundamentale Ablehnung und Kritik der Kantschen Denkweise stoßen und sich eventuell ein (vor)schnelles und holzschnittartiges Bild von Steiners Auseinandersetzung mit Kant machen. Nun liegt eine verdienstvolle und sehr gründliche Studie von Dietrich Rapp vor, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, das Verhältnis Rudolf Steiners zu Kants Denken detailliert und

bezogen auf das gesamte Werk zu untersuchen. Wer Dietrich Rapp kennt, erwartet mit Recht mehr als eine gut kommentierte Zitatensammlung. Er legt hier eine differenzierte Abhandlung vor, die Steiners Auseinandersetzung mit Kant als biografisches und erkenntnistmäßiges Projekt aufzeigt, das nichts weniger als die Grundlegung der Anthroposophie betrifft.

Bezogen auf die Entwicklung der Anthroposophie eruierte Rapp vier Phasen der Kritik in dem von ihm so genannten »Biografischen Durchgang«. Auf eine erste Phase (1882-1901), die in philosophisch-erkenntnistheoretischer Perspektive das »Apriori« einer Kritik unterwarf, folgte die zweite Phase (1902-1909), die in theosophisch-weltanschaulicher Perspektive den Begriff des »Dings an sich« fokussierte. Darauf folgte die Kritik der »Grenzen des Erkennens« in geistesgeschichtlicher-symptomatologischer Perspektive (1910-1916), welche abgelöst wurde durch die letzte Phase in seelenforschender, initiatorischer Perspektive (1917-1925). Der von Rapp so aufgezeigte Entwicklungsweg der Anthroposophie, der sich als Widerpart zum Kantianismus gleichsam parallel vollzog, ist überzeugend. Er fand ihn, indem er Äußerungen zu Kant in 107 GA-Bänden auf ihre Aussage hin prüfte und die wohlbegründete Vermutung, dass sich Steiners Kantbild im Laufe der Zeit wandelte und ausdifferenzierte, auf die hier vorgelegte Weise bestätigt fand. Während so Steiner 1887 gegen Kants Ansatz das die Grenze überschreitende, intuitive »Gewahrwerden der Idee in der Wirklichkeit« einforderte, sprach er 1917 gleichsam anerkennend von dem »Gewahrwerden solcher Grenzen« als einer Notwendigkeit auf dem Weg der Erkenntnisarbeit. So wie Steiner die mit der Entwicklung der Naturwissenschaften sich ereignende Engführung der Erkenntnistmöglichkeiten als Durchgang zu einem erweiterten Bewusstsein bejahte, so auch Kants gut durchdachte Aufrichtung einer Erkenntnismauer.

Rapp arbeitet nun sehr deutlich heraus, dass Steiner diese Grenze als unabdingbar vorfindbaren Ort eines initiatorischen Geschehens, als Schwelle zur geistigen Welt fokussierte. Dies ist der Ort, wo sich die Geister scheiden, wo

sich das »epochale Streitgespräch« zwischen Kant und Steiner auch in jedem von uns individuell entscheidet. Steiners initiatorische Antwort auf Kant, die nach einer Spiritualisierung des Denkens verlangt, ist gleichzeitig die von bestimmten Kritikern vermisste vertiefte Auseinandersetzung Steiners mit Kants Transzendentalismus als erkenntnistheoretischer Voraussetzung.

Besonders hinweisen möchte ich hier auf Rapps sehr gut gefasste »Initiatorische Beobachtung zur transzendentalen Begründung der Bewusstseinsseele«. Er verweist dabei auf das neuzeitliche Bewusstsein, das als Doppelantlitz sichtbar wird: einerseits als Bewusstsein mit der transzendentalen Blickwendung, verhangen die Welt betrachtend, und andererseits als initiatorisches Gesicht, das die Bewusstseinsseele der geistigen Welt zuwendet. Diese Spannung aus- und aufrechtzuerhalten war eine der Grundaufgaben, die Steiner den Zeitgenossen bis heute aufzeigte.

Neben dem hier kurz besprochenen »Biografischen Durchgang« führt uns Rapp noch auf einen »Dramaturgischen Durchgang« und einen »Seelenforschenden Durchgang«, beide das Thema in einer bestimmten Weise akzentuierend. In ersterem schildert Rapp das sich zwischen Kant und Steiner abspielende Erkenntnisdrama als Dialektik von Argumenten, die sich auf je eine tiefere Ebene verlagert bis eine Immanenz erreicht ist und die Kritik damit überzeugt. Dabei wird das Denken Kants nicht einfach als begrenzt verworfen, sondern gleichsam erlöst: Die gemeinsam erkannte Erkenntnisschwelle wird bestätigt und – als freie

Möglichkeit – überschritten.

Im »Seelenforschenden Durchgang« geht Rapp auf die doppelte Grenze des Kantschen »Apriori« und des »Dings an sich« ein, die in geisteswissenschaftlicher Selbstbeobachtung und Erkenntniserweiterung jedoch als zwei Erkenntnistore zur übersinnlichen Welt aufleuchten. Rapps kongeniale Ausführungen in diesem Kapitel werden sowohl Kants sorgfältigem kritisch-philosophischen Denken als auch Steiners erweitertem Bewusstseinsraum der Anthroposophie gerecht: Es gelingt ihm, Philosophie und Anthroposophie begriffssprachlich zu vereinen – oder, um einen in anthroposophischen Zusammenhängen schon invasiv gebrauchten Begriff positiv zu benützen: *Hier findet anthroposophische Forschung statt*. Dies gilt auch für das abschließende Fazit und die Schlussbetrachtung, welche die Motive der Auseinandersetzung nochmal aufgreift und verdichtet.

Rapps Abhandlung, die durch Begegnungen und Gespräche im Rahmen des Hochschulkreises für Kulturwissenschaften (Freie Hochschule für Geisteswissenschaft, Goetheanum) angeregt und als Projekt im Rahmen des Friedrich von Hardenberg Instituts für Kulturwissenschaften auf den Weg gebracht wurde, möge all jenen empfohlen werden, die an einer wissenschaftstheoretischen Grundlegung der Anthroposophie interessiert sind: Hier wird ein Zugang ermöglicht.

Urs Dietler

1 Thomas Nagel: *Geist und Kosmos: Warum die materialistische neodarwinistische Konzeption der Natur so gut wie sicher falsch ist*, Berlin 2013.

Physiologie der Freiheit

HANS JÜRGEN SCHEURLE: **Das Gehirn ist nicht einsam – Resonanzen zwischen Gehirn, Leib und Umwelt**, Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 2013, 212 Seiten, 29,90 EUR.

Die von dem Physiologen Hans Jürgen Scheurle vorgelegte, auch für Fachfremde gut lesbare Studie über die resonanzartige Beziehung von Gehirn, Leib und Umwelt liefert einen höchst gehalt- und wertvollen Beitrag, der die »seit langem festgefahrene Debatte zum Verhältnis von

Gehirn und Geist aufbrechen und ihr eine neue, erfolgversprechende Richtung geben kann« (Thomas Fuchs von der Universität Heidelberg im Geleitwort). Ein Beitrag, in dem »die Freiheit des Denkens nicht dazu genutzt wird, die Freiheit wegzu erklären« (Rüdiger Safranski).

die Drei 4/2014

Mit einer rein phänomenologisch und angenehm frei von Belehrendem bleibenden Arbeitsweise gelingt es dem Autor, so manchen Neuromythos mit schlichter und befreiender Klarheit aufzulösen. Da ist zunächst einmal die Doktrin vom Gehirn als der vermeintlich obersten, Informationen verarbeitende Schaltzentrale und Integrationsinstanz des Organismus. Abgesehen von der grundsätzlichen Unmöglichkeit, aus den biochemischen und elektro-physiologischen Hirnprozessen Geistiges zu erklären, gibt es keinerlei Hinweise auf eine wie auch immer codierte Informationsübertragung im Gehirn; im Gegenteil, das neuronale Impulsgeschehen ist in allen Bereichen des Zentralnervensystems und für alle Sinnesmodalitäten dasselbe; stereotyp uniforme Aktionspotenziale, die nur in ihrer Frequenz in Abhängigkeit von der Reizstärke modulierbar sind, die aber keinerlei decodierbaren Informationsgehalt aufweisen, sprich das Hören einer Bachkantate, der Anblick des Sternenhimmels und das Riechen an einer Erdbeere sind rein neurobiologisch nicht zu differenzierende Prozesse. Dieser Tatbestand führt zur ersten Kernaussage des Buches: Im Gehirn findet keine neuronale Datenverarbeitung statt, sondern seine Funktion besteht in einer unspezifischen Erweckung oder Evozierung der leiblichen Willkürorgane, das Gehirn kann den Aktivitäts- bzw Wachheitszustand der Organe zwar modulieren, hat aber auf die Inhaltlichkeit von Sinnes- und Bewegungsmodalitäten keinen generierenden Einfluss; diese existiert nur im Umweltkontext und in der Intentionalität der Person.

Sinnes- und Bewegungsorgane unterliegen der *peripheren und zentralen Hemmung* – ebenfalls ein wichtiger Begriff bei Scheurle; er sieht es als Folge eines ausschließlich mechanistischen Denkens, welches zur »Phänomenologie der Negation« keinen Zugang findet. Das Unterlassen Können, das *Nicht*-Ausführen einer Handlung ist nicht ein passives »Nichts«, kein bloßer mechanischer Ruhezustand, sondern ein aktiver Vorgang, eine späte, evolutive Errungenschaft. Anschaulich wird dies am Frontalhirn erklärt, dem eigentlich menschlichsten Gehirnteil. Dieser besteht hauptsächlich aus hemmenden

Neuronen, die ein biologisch determiniertes Instinkt- und Triebverhalten aktiv hemmen und damit menschliche Kultur erst ermöglichen. (Es ist ein Spezifikum der menschlichen Ontogenese, dass eine ganze Reihe angeborener Reflexe wie Greif-, Klammer und Gehreflex erst abgebaut und dann durch eigenes Üben neu aufgebaut werden). Hemmung (Inhibition) ist auch die Eintrittspforte zur Selbsterfahrung des Geistes und zu seiner Freiheit; erst durch die Fähigkeit des Innehaltens und Neinsagens gewinnt der Mensch den Raum des bewussten Seins, indem er tierhafte Reiz-Reaktions-Mechanismen unterbindet und den daraus entstehenden Leerraum als Freiraum der eigenen Gestaltungs- und Bewusstseinsleistungen nützt. Aufhören, Unterlassen, Schweigen, Verzichten sind essenzielle kulturelle Lernschritte.

Physiologisch bedeutet periphere Hemmung, dass die Zellen der Leistungsorgane durch eine Polarisation in einer Art gespannten Ruhe gehalten werden, bevor sie durch eine gehirnvermittelte Umweltresonanz geweckt und damit enthemmt in ihre umweltbezogene Eigendynamik freigesetzt werden. Der Autor spricht hier in Analogie zu vielen autonom ablaufenden Lebensprozessen wie Herzschlag und Atmung von der Teilautonomie des *sensomotorischen Systems*, weil bei genauer phänomenologischer Beobachtung die Gliedmaßen nicht mechanisch gesteuert, sondern sensibel und intelligent entsprechend ihrem Zusammenspiel mit der Umwelt als geistig organische Einheiten agieren.

Darüber hinaus kann Scheurle anhand von zahlreichen Beispielen wie den Spiegelneuronen anschaulich darlegen, dass die immer noch aufrechterhaltene Spaltung des Nervensystems in ein sensorisches und ein motorisches System im Grunde überholt ist. Sie stammt aus der Erbmasse der cartesianischen Körper-Geist-Dualität des 18. Jahrhunderts, die immer noch schwer die wissenschaftlichen Denkgewohnheiten der Gegenwart belastet und zu solch abstrusen und »sinnlosen« Denkmodellen wie der einer neurobiologischen Parallelwelt geführt haben. Die kritischen Bemerkungen hierzu im Buch treffen punktgenau.

Und dann sind da noch die Libetschen Experi-

mente, die in den 80er Jahren die menschliche Willensfreiheit zur Illusion erklärt haben und seither eine erkenntnistheoretische Grundsatzdiskussion in Gang halten. Libet glaubte zeigen zu können, dass dem bewussten Entschluss zur Durchführung einer Handlung ein Bereitschaftspotenzial im Gehirn um etwa eine Drittel Sekunde vorausgeht, die Handlung damit vor dem Bewusstsein schon festgelegt sei. Allerdings gäbe es eine Vetofunktion; selbst nach Einsetzen des Bereitschaftspotenzials sei es dem Mensch möglich, den Vorgang zu stoppen, das Potenzial wieder abzubauen und die Handlung zu unterlassen. Scheurle sieht darin einen Beleg für die neuronale Hemmung als Korrelat unserer Freiheit, was auf dieser Betrachtungsebene auch sofort einleuchtet. Allerdings findet sich am Grunde der Libetsche Denkwelt ein Dickicht, in dem man sich leicht verheddert. Das Ich wird in eine ver-rückte Rolle gezwungen, nämlich zum Beobachter seines eigenen, vorher geplanten Entschlusses zu werden. Es ist, als würden wir vor dem Spiegel das Auge zwingen, sich selbst dabei zu beobachten, wie es von sich wegschaut! Das fraglich existente Subjekt wird hier aufs Äußerste strapaziert und in eine schwindelerregende Subjekt-Objekt-Akrobatik genötigt und könnte es unter diesen Bedingungen vorziehen, seine Existenz nicht unbedingt experimentell nachweisen lassen zu müssen. Ist Willensfreiheit überhaupt nachweisbar? Ist Bewusstsein vielleicht nur ein geistiger Handgriff im Sinne einer Selbstberührung, der wie jede andere Handlung auch durch ein Bereitschaftspotenzial vorbereitet wird?

Beim Thema Gedächtnis wird klar, dass die traditionellen Speicher- und Informationstheorien eigentlich keinen »Erklärungswert« mehr haben, denn alle Nachweisversuche *lokaler* Gedächtniskorrelate im Sinne einer neuronalen Datenspeicherung sind bisher erfolglos geblieben. Hier wird das Lokalisationsproblem noch einmal deutlich; geistige Inhalte wie z.B Erinnerungsbilder oder der Satz des Pythagoras haben keinen Raumcharakter, der Versuch ihrer Verortung ist daher kategorisch zum Scheitern verurteilt, wir können auch nicht die Lebendigkeit des Organismus an einer lokalen Einzelheit festmachen. Gedächtnis ist nur zu verstehen als integrale Funktion des gesamten Organismus. Einen hohen geistigen Nährwert hat das Buch auch dort, wo es um die Sinnesphysiologie und das wundervolle Phänomen der Gegenwart geht. Gegenwart wird von uns Menschen nicht passiv erlebt, sondern sie ist ein fortwährendes Erzeugnis bis in die spezielle Sinnesphysiologie hinein. Wir erschaffen die Gegenwart in jedem Moment neu, indem wir gegenwärtig präsent sind, nicht im Sinne des Konstruktivismus, sondern indem wir Weltverbundene, Bemerkende, (Mit-)Fühlende und Schauende sind – »für das Gehirn ist die Umwelt ein Teil des Leibes«. Dieser Satz lenkt den Blick auf einen erweiterten Organismusbegriff, wie er auch durch den Begriff der Resonanz verdeutlicht wird: Umwelt, Leib und Gehirn sind *ein* kohärentes System, keines ist für sich allein überhaupt sinnvoll beschreibbar. Darin liegt die zentrale Aussage dieses wichtigen Buches.

Thomas Hardtmuth

Wissenschaft und Spiritualität: Vermittlung – aber wie?

ECKHARD KRUSE: **Der Geist in der Materie. Die Begegnung von Wissenschaft und Spiritualität**, Amerang Verlag, Crotona 2013, 19,95 EUR.

Eckhard Kruse macht sich auf den Weg, zwischen Wissenschaft und Spiritualität zu vermitteln. Wie er weitläufig klar macht, müssen dazu auf beiden Seiten einige Hürden überwunden werden. Es ist weder für einen Vertreter der Naturwissenschaften noch für einen Bekenner

zu irgendeiner der gegenwärtigen Formen der Spiritualität naheliegend, sich auf Methoden und Inhalte der anderen Seite einzulassen.

Der Naturwissenschaftler muss lernen, sich mit ungewöhnlichen Phänomenen und Verhaltensweisen auseinanderzusetzen, sich in der Viel-

falt spiritueller Richtungen zurechtzufinden, sich ein geeignetes Gebiet auszuwählen, das einige Chancen hat, wissenschaftlich bearbeitet, aufbereitet und erkundet zu werden – bis hin zu eventuellen Existenz- und/oder Wirksamkeitsnachweisen. Dazu muss er eventuell Ängste vor dem Unbekannten, dem Mysteriösen und dem eventuell Gefährlichen überwinden. Er muss auch bedenken, ob ein solcher Schritt seine Karriere gefährden oder – eher in Ausnahmefällen – sogar befördern könnte.

Auf der anderen Seite muss der Esoteriker seine Scheu, ja seine Abneigung vor den rigiden Methoden der Naturwissenschaften ablegen, muss deren positives Potenzial entdecken. Er kann die Chance aufgreifen, durch systematische Beobachtungen, exakte Theorien und wiederholte Experimente seine eigenen Erfahrungen zu festigen, zu bestätigen, auszuloten und mit anderen Untersuchungen in Verbindung zu bringen, zu vergleichen, in Perspektive zu setzen etc.

Im Abbau solcher Bedenken, Ängste, Vorurteilen etc. – auf beiden Seiten – sowie im Aufzeigen der eigenen und fruchtbaren Qualitäten der jeweiligen Bereiche liegt der Hauptschwerpunkt des vorliegenden Buches. Es orientiert über, es präsentiert, es plädiert für, es kritisiert beide Seiten, immer mit dem Ziel, sie einander näher, ja zu Begegnung und Austausch zu bringen. Standhafte Skeptiker beider Seiten gegenüber Grenzüberschreitungen wird es wohl kaum überzeugen (dazu sind die Gräben zu tief), aber vielleicht zögernde, unentschlossene, neugierige, offene, unvoreingenommene Menschen und insbesondere solche, die bereits auf dem Weg einer Begegnung sind.

Der Autor macht deutlich, dass er selbst nur da wirklich etwas über das Menschsein, seine Gefühle, sein Bewusstsein, seinen Sinn gelernt hat, wo vom Geistigen die Rede war, wo Geistiges leben und erlebt werden durfte – bei spirituellen Menschen, Heilern, Therapeuten und modernen Schamanen.

Klar, bei näherem Zusehen gibt es in den Naturwissenschaften viele offene Fragen, die durch die heute gängigen Methoden (bisher oder gar

nicht?) nicht beantwortet werden können. Bietet sich hier Esoterik als Lückenbüßerin an, oder hat sie mehr zu bieten? Der Autor meint, letztere Frage mit Ja beantworten zu können, trotz der Vielfalt und Heterogenität spiritueller Richtungen. Das erwähnte Spektrum spiritueller Methoden und Erlebnisse ist atemberaubend: Telepathie, Hellsehen, außerkörperliche Erfahrungen, Nahtoderlebnisse, Reinkarnation, Gedächtnis von Körpergewebe bei Organtransplantationen, systemische Aufstellungen, Lebensenergie (Qi), Schamanismus, Meridiane, Chakras, Aura, alternative Heilverfahren, Gaia-Hypothese, zielgerichtete Entwicklung des Universums, psychoaktive Substanzen wie LSD etc.

Angesichts dieser Vielfalt taucht das Problem auf: wo anfangen? Wo aufhören? Wie trennt man die Spreu vom Weizen? Der Autor macht auf mancherlei Täuschungen und Scheinwahrheiten aufmerksam. Allerdings bleibt es auf Seiten des Autors beim Hauptprojekt einer Verbindung zwischen Wissenschaft und Spiritualität beim Sollen, Wünschen und Möchten. Wie kann es nun wirklich gehen? Wie packt man es an? Wie sieht die Zusammenarbeit konkret aus? Der Leser bleibt etwas verwirrt im Regen oder – je nach Selbstbewusstsein – im Sonnenschein stehen und weiß nicht, wie er den nächsten Schritt gestalten soll. Natürlich: Vorwärts gehen, Wandlung, Gewohnheiten durchbrechen, Mut zu Neuem – klar, aber wie? Vielleicht wäre ein exemplarisches Vorgehen, bei dem einige wenige erfolgreiche Projekte solcher Zusammenarbeit konkret und vertieft (nicht nur in der Form von Literaturhinweisen) dargestellt werden, fruchtbarer und besser zur Nachahmung geeignet gewesen, als das häufige bloße Antippen und Empfehlen von zu ergreifenden Möglichkeiten, die im Strom des Alltagsdenkens wieder untergehen – wenn man nicht ohnehin schon konkrete Schritte getan hat. Für letztere Menschen braucht es aber dieses Buch nicht, sie haben sich bereits anderweitig orientiert.

Renatus Ziegler